

fruchtlosen Belagerung von Lindau im Sommer 1647 bei; dann aber fand sein Dienst bei den Schweden ein Ende. Es waren eigentlich die glücklichsten Jahre seiner militärischen Laufbahn, denn er stand zu Vorgesetzten und Untergebenen in einem engen, vertrauensvollen Kontakt und hatte so viele gute Kameraden wie später nie mehr. Er hatte beste Aussichten auf rasche Beförderung, denn der an Bildung und Können hoch über seinen Berufsgenossen stehende Schweizeroffizier war sogar am schwedischen Hofe sehr gut angeschrieben. Allein der Zürcher durfte nicht an exponierter Stelle gegen das Haus Habsburg kämpfen; er mußte heimkehren.

\*

Die Jahre, die Werdmüller in schwedischen Diensten verbracht hatte, bildeten nicht nur den Abschluß seiner militärischen Schulung, sie drückten seinem ganzen Leben ihren Stempel auf. Vieles in diesem Leben, vor allem der rasche und fast selbstverständliche Aufstieg in höchste Chargen fremder Armeen, läßt sich nur durch das besondere, hauptsächlich im Schwedendienst erworbene Wissen und Können Werdmüllers erklären. Es gab wohl später noch viele Schweizer Generäle in fremden Diensten, aber die meisten waren Befehlshaber schweizerischer Söldner. Bei fremden Einheiten Führerstellen zu erlangen, war einem Ausländer fast unmöglich, wenn er wie Werdmüller von bürgerlichem Stande war und keine hohen Protektoren hatte; im 17. Jahrhundert entsprach dem Geist des monarchischen Staates ein ausschließlich adeliges Offizierskorps. Um so auffallender ist es, daß Werdmüller ausgerechnet in kaiserlichen Diensten in die höchste Generalität aufstieg, wo doch in Wien (wie auch in Frankreich) an die Standeszugehörigkeit der Staboffiziere strengste Maßstäbe angelegt wurden. Der Grund für Werdmüllers Ausnahmestellung war: Der intelligente Schweizeroffizier war als bewährter Vertreter der in der „schwedischen Ordonnanz“ erstrebten, durch die Vermehrung der Schußwaffen bedingten „Verfeinerung der Infanterietaktik“ berühmt geworden. Was das bedeutete, soll hier erörtert werden.

Der ritterliche Adel des Mittelalters erhob den Anspruch, fast allein mit seinen Reitergeschwadern Krieg zu führen und den Kampf zu entscheiden. Die Umwandlung der Wehrpflicht in ein ihrer Kaste allein zustehendes Recht gab der Ritterschaft die Mittel, eine scharfe Trennung der Bevölkerung in zwei Klassen herbeizuführen, in die herrschende der Ritter und die geknechtete der Bauern. Der Mittelstand verschwand auf dem platten Land vollständig; in den Städten hielt er sich wohl, aber die „Geschlechter“ wurden von dem Adel angesteckt und eigneten sich dessen Sitten und Gerechtsame an. Auch sie glaubten den Dienst zu Fuß ihrer unwürdig und führten mit Vorliebe Reiterkämpfe.

Das mit dem Feudalsystem eingerissene Streben nach Selbständigkeit und Macht, das die Fürsten zu Trotz und Widerstand gegen den König veranlaßte, übertrug sich bis in die untersten Schichten des Rittertums und zeitigte nicht nur Fehden gegen die Höheren, gegen die Städte und untereinander, sondern auch Wegelagerei der Stegreifritter und einen Zustand der Unsicherheit und Friedlosigkeit.

Gegen die Uebergriffe des Adels lehnten sich am Anfang des 14. Jahrhunderts Volksgruppen auf, die als Begleitmannschaft der Ritter in langer Übung wieder kriegstüchtig geworden waren. Im Jahre 1302 wurde das Heer Philipps des Schönen bei Kortryk von flandrischem, mit der Hellebarde bewaffnetem Fußvolk geschlagen, 1315 schlugen die Eidgenossen bei Morgarten das habsburgische Rittertum, und 1322 fochten die Bauern der Ditmarschen bei Oldenvörden mit dem norddeutschen Adel einen blutigen Zweikampf zwischen Reiterei und Fußvolk aus: drei „Sporenschlachten“ von vernichtender Wirkung. In allen drei Fällen handelte es sich um eine Bevölkerung, welche durch die geographische Beschaffenheit ihres Landes zur Erhaltung ihrer persönlichen Freiheit und eines freien Besitztums befähigt worden war und nun alle Kraft anspannte, um den Angriff auf ihre heiligsten Güter abzuweisen.

In den Schlachten von Laupen, Sempach und Murten legten die verbündeten Eidgenossen weitere, harte Proben ihrer Wehrfähigkeit und der Vorzüglichkeit ihrer Kampfweise ab. Schlachtordnung und Marschordnung fielen bei ihr zusammen. Die Hauptmasse bildete einen „Gewalthaufen“ in der Tiefe von zwanzig Gliedern, also eine Phalanx, deren Mitte die Hellebarden, die Flanken die Spieße formierten. Außerdem wurde eine Vorhut und eine Nachhut aufgestellt, erstere, aus Bogenschützen, zahlreichen Spießern und einigen Hellebardieren zusammengesetzt, hatte das Gefecht einzuleiten, letztere diente zur Deckung des Trosses. Zu dieser Aufstellung kam eine gute Ausbildung in den elementaren taktischen Bewegungen, wodurch der Anfang einer rationellen Durchbildung der Infanterie-Taktik gegeben war.

Ueber zwei Jahrhunderte hindurch war die Kriegskunst der Eidgenossen ein von keinem anderen Volk erreichtes Vorbild. Ihre erstaunliche

Kraft beruhte, wie Hans Delbrück betont, „auf der Massenwirkung der geschlossenen Haufen, in denen jeder Einzelne erfüllt ist von dem durch zweihundert Jahre ununterbrochener Siege genährten Selbstvertrauen. Die durch das ganze Volk verbreitete kriegerische Gesinnung machte es möglich, es als Menge in den Kampf zu führen, und die Massenbildung wiederum wuchtete alle noch so große persönliche Tapferkeit des alten Berufskriegertums (auf der Seite der Gegner) nieder“. Dieses „Massenkriegertum“ trat in der Schlacht bei Nancy erstmals außerhalb des Machtbereiches der Eidgenossen hervor und fing dann an, auch „fern von der Heimat in fremden Diensten wirksam zu werden“. Dadurch übte es bald eine Wirkung aus, die mit der Zeit weltumspannend wurde: „Die andern Völker begannen, die Ueberlegenheit des schweizerischen Kriegswesens erkennend, dieses nachzuahmen.“ Den deutschen Kaisern und den spanischen Königen gelang es wohl, mit Hilfe schweizerischer Drillmeister tüchtige Fußknechte auszubilden zu lassen; doch die Schlagkraft der Eidgenossen erreichten sie nicht, und noch weniger war dies der Fall bei den Italienern, Franzosen, Engländern und Holländern.

Die Entwicklung der Feuerwaffen im 16. Jahrhundert führte eine Erhöhung der Schützenzahl herbei, wodurch sich die Kampfweise wesentlich änderte. Die Verbindung der vermehrten Musketiere mit den Spießträgern stieß auf Schwierigkeiten, da man daran festhielt, in deren geschlossenen Haufen die entscheidende Kraft zu suchen. Die Schützen, welche in geringer Zahl sehr wohl zum Scharmutzieren zu gebrauchen waren, entglitten der Hand des Führers, wenn sie sich in größerer Masse im zerstreuten Gefecht auflösten. Man suchte sie daher an die Gevierthaufen anzugliedern, und dies ließ die taktische Ordnung der spanischen Ordonnanz entstehen, welche zu Beginn des 17. Jahrhunderts in Spanien und im Reich üblich war. Die Musketiere umgaben die aus Spießern gebildeten Gevierthaufen (Bataillone in 5—8 Gliedern), und in den vier Ecken standen bastionenartig kleinere Gevierthaufen von Schützen.

Im Kampf der Holländer mit den Spaniern, in welchem die letzteren lange Zeit die militärisch Ueberlegenen waren, entwickelte Moritz von Oranien neue Formen des Kampfes. Die Not, der Mangel an Mannschaften, um starke Haufen zu bilden, veranlaßte ihn, die Tiefe der Aufstellung zu vermindern, um an Frontbreite hinter den Spaniern nicht zurückzubleiben. Er formierte deshalb keine großen Gevierthaufen aus mehreren Regimentern, sondern teilte sogar diese noch in Bataillone, jedes zu 500 Mann, halb Spieße, halb Schützen. Die ersteren stellte er in die Mitte, letztere beiderseits daneben, in der gleichmäßigen Tiefe von 10 Gliedern, weil diese genügte, um mit den Flügeln ein ununterbrochenes Gewehrfeuer zu unterhalten. Die Schützen wurden nämlich mit größeren Zwischenräumen gestellt, so daß jedes Glied, sobald es seinen Schuß abgegeben, im rottenweisen Kontermarsch sich hinter die Front zurückziehen und dem nächsten

Glied die Front freimachen konnte; die Tiefe von 10 Gliedern genügte für jeden, um zu laden, bis er wieder ins erste Glied vorrückte. Auf diese Weise kamen alle Waffen zur Geltung. Die Teilung der Regimenter, welche hier noch als Notbehelf auftrat, wurde später zur organisatorischen Norm für Europa. Auch die Reiterei des Oraniers nahm die Fechtweise der Musketiere an und legte die Lanze ab. Bei der Artillerie wurde die Zahl verschiedener Geschützkaliber vermindert, die kleinen Kaliber gelangten meistens bei der Vorhut zur Verwendung.

Die Schlachtaufstellung war ebenso verschieden wie die taktischen Formen. Die spanische Ordonnanz formierte die ganze Armee in drei große Treffen, und zwar derart, daß sie in das erste eines ihrer größten Bataillone, ins zweite zwei, ins dritte wieder eines stellte. Dagegen teilte die holländische Ordonnanz ihre Armee in „Vorzug, Mittelzug und Nachzug“ und stellte die taktischen Einheiten jedes dieser drei Hauptteile wieder in drei Treffen, so daß bei der Stärke von drei Regimentern in jedem die Treffen aus je 2 Halbregimentern gebildet wurde. Diese standen im vordersten und hintersten Treffen dicht nebeneinander, im mittelsten auseinandergezogen, so daß sie rechts und links das erste überragten. „Während also die spanische Ordonnanz wenig große Einheiten — auch die Kavallerie wurde auf beide Flügel in geschlossenen Massen verteilt — in drei Treffen aufstellte, bildete die niederländische ihre Schlachtordnung aus zahlreichen kleinen Elementen und ordnete sie mit Vorliebe gestaffelt: der Vorteil der Beweglichkeit war auf ihrer Seite.“ (Frobenius.)

Dazu kam noch, daß der Oranier mit bewundernswertem Scharfblick herausfand, was die Zeit aus der antiken Ueberlieferung am meisten gebrauchen konnte, und sich beeilte, seine Erkenntnisse bei den Truppen anzuwenden. Als entscheidende Punkte erkannte er äußerlich das Exerzieren, innerlich die Disziplin. So wurde Moritz von Oranien, nach dem alten Wallhausen, ein „Auffinder des Trüllens“, weil er entdeckte, was das von den Alten gerühmte, durch „dauerndes Exerzieren gewonnene Zusammenhalten für den Wert einer Truppe bedeutet“. Delbrück schreibt über die neue Exerziertechnik: „Wenn je, so kann man hier von der Renaissance einer verlorengegangenen Kunst sprechen. Zwar hatten schon die Schweizer bei der Herstellung ihrer Gevierthaufen sich an eine gewisse Ordnung gewöhnen müssen, und Jovius berichtet, wie sie beim Einzug in Rom 1494 nach dem Takt des Trommelschlages marschierten ... Noch mehr werden die Spanier auf ordnungsmäßige Herstellung ihrer Gevierthaufen gehalten haben, und die Bewegungen der Schützen setzen ein gewisses Exerzieren voraus. Aber das war doch nur das Notdürftigste, um in der Menge eine gewisse Ordnung zu halten; wenn der Rekrut die Grundbewegungen begriffen hatte, so glaubte man fertig zu sein und keine weitere Arbeit nötig zu haben.“ Erst als der Oranier flache Haufen zu formieren und diese auf die verschiedenste Weise zu bewegen begann, wurden fleißigere Uebungen

nötig, um den neugebildeten kleinen taktischen Körpern die erwünschte außerordentliche Beweglichkeit und ihren Führern die Sicherheit zu verschaffen, sie „selbst in allen Erregungen des Gefechts in Ordnung an den Fleck zu bringen, wo der Augenblick sie erforderte, um einander zu entsetzen, geschwind kehren und wenden und auch den Feind zugleich und unversehens an zwei oder drei Orten angreifen zu können“.

Hand in Hand mit der neuen Ordnung ging die starke Vermehrung der Befehlshaber, der Oranier bildete die ersten Offiziere in heutigem Sinne aus, die alten Hauptleute waren Führer und Vorkämpfer, die niederländischen „führten nicht bloß, sondern sie schufen, sie bildeten sich erst das Soldatentum, das sie nachher führten. Indem Moritz von Oranien der Erneuerer der Exerzierkunst und der Vater der wahren militärischen Disziplin wurde, wurde er auch der Schöpfer des Offiziersstandes“.

Die neue, auf das Exerzieren begründete Disziplin gab dem holländischen Heer sofort auch noch eine zweite Fähigkeit, die zunächst „sogar einen praktisch bedeutenderen Erfolg zeigte, als die gesteigerte taktische Kunstfertigkeit: Die Möglichkeit, von den Soldaten Schanzarbeit zu erlangen“, was zu einem System erhoben wurde, während anderweitig „solche Zumutungen noch als entehrend“ galten und sowohl von den Offizieren als auch von der Mannschaft kategorisch abgelehnt wurden.

Der spanischen Ordonnanz entsprach durchaus die Taktik Wallensteins; dagegen basierte die Taktik Gustav Adolfs auf der holländischen Ordonnanz. Er wurde der Vollender der Moritzschen Kriegskunst, der „die neue Taktik nicht nur übernahm und ausbaute, sondern sie auch zur Grundlage einer großzügigen Strategie machte“. Allen Truppengattungen gab er leichtere, verbesserte Waffen, leichtere Rüstung. Auch die Artillerie verbesserte er. Die großen Geschütze wurden schwerer, aber mit Kartuschen geladen, die leichten, meistens nur 1 Zentner wiegenden „ledernen“ Kanonen waren aus Eisen gegossen, die größeren Infanterie-Regimentsstücke (max. 6 Zentner) wurden durch zwei Pferde gezogen.

Gustav Adolf konnte, wenn er auch die niederländische Kampfweise beibehielt, mit einer noch geringeren Gliederzahl auskommen, da die eingeführten Verbesserungen ein schnelleres Feuer gestatteten. Er verminderte die Tiefe der Aufstellung des Fußvolkes auf sechs Glieder, formierte Regimenter (Halbbrigaden) zu zwölf Fähnlein in drei Bataillonen und stellte von diesen eins ins erste, zwei ins zweite Treffen dicht nebeneinander. Die Musketiere standen im ersten Treffen hinter den Speießen, im zweiten bataillonsweise beiderseits der Speiße. Aus der holländischen Gliederung der Armee in drei Züge entnahm der Schwedenkönig die Schlachtstellung in zwei Staffeln: bei drei Halbbrigaden stellte er zwei mit Zwischenraum in erste Linie, die dritte hinter diesen als Reserve auf. — Eine wesentliche Neuerung führte er bei der Fechtweise der Kavallerie ein: den Schock mit der blanken Waffe. (Vgl. dazu Bd. II. 5.)

So wies Gustav Adolf der Infanterie wie der Kavallerie deutlich den neuen Weg, auf dem sie sich weiter entwickeln konnte; deshalb kann man mit Recht sagen, daß mit ihm die Taktik der Neuzeit beginnt. Er war aber auch der einzige seiner Zeitgenossen, welcher humane Grundsätze bei der Kriegführung zur Geltung zu bringen suchte, und eilte ihnen damit weit voraus. In seinen Kriegsartikeln vertrat er die Ansicht, daß das Kriegshandwerk ein edles Gewerbe sei, gleichsam eine freie Kunst, welche den Waffentragenden ehrt und über die allgemeinen Laster der Menschen erheben soll. Seiner Anschauung nach können Selbstgefühl und Niederträchtigkeit nicht nebeneinander bestehen, der Krieg dürfe daher nicht mit größerer Grausamkeit als durchaus notwendig geführt werden. Für den Starken zieme sich Großmut, Trotz gegen Widerspenstige, Schonung der Schwachen. Und weil die Ehre das Element des Soldaten ist, soll man ihn als ehrenwert behandeln und keine das Gefühl empörende Strafe über ihn verhängen, wenn er sie nicht durch schändliche Taten verdient hat. Ein weiterer Grundsatz des Königs war, daß ein Land, sobald es gewonnen ist, dem König gehört, folglich die Einwohner wie schwedische Untertanen angesehen und behandelt werden müssen.

Gustav Adolf war auch der erste, der erkannt hatte, daß strenge disziplinäre Vorschriften nicht genügen, um das Verhalten der Truppen gegen die Bevölkerung zu mildern, sondern daß der Feldherr unausgesetzt ihr Wohl im Auge behalten, vor allem für die Verpflegung Sorge tragen müsse. Es wurde sonst allgemein dem Grundsatz gehuldigt, daß die Armee sich selbst ernähren, daß jeder Soldat sich seinen Unterhalt selbst beschaffen, also im Lande betreiben müsse, was zum Plündern führte. Gustav Adolf war der erste, der die Magazinsverpflegung zur Anwendung brachte und eigentlich den Grund zur Entwicklung der stehenden Heere in Europa legte, damit aber auch einen geordneten Kriegshaushalt zur Notwendigkeit machte.

Hans Rudolf Werdmüller war, außer den französischen Heerführern unter Ludwig XIV., einer der wenigen Ausländer, die sich die Grundsätze des Oraniers und des Schwedenkönigs zu eigen machten und ihnen, trotz allen Widerständen der Zeitgenossen, Zeit ihres Lebens unentwegt die Treue hielten. So wurde er in kurzer Zeit nicht nur Generaladjutant der schwedischen Oberkommandierenden, Torstenson, von Königsmark und von Wrangel, die ihm wiederholt größere Beuten zuwiesen<sup>1</sup>,

<sup>1</sup> So auch das reiche Mobiliar und die Sammlungen eines unbotmäßigen Statthalters in Flensburg, die Werdmüller über Hamburg nach Zürich transportieren ließ.